

Aus der Geschichte Zukunft gestalten

Ernst Ludwig Ehrlich s. A.

„Aus Geschichte Zukunft gestalten“¹ könnte ein Motto für die jüdische Existenz schlechthin sein. Juden leiten ihr geistiges Leben aus einer langen Vergangenheit her, die für uns in der Hebräischen Bibel und in den zahlreichen nachbiblischen Schriften sichtbar wird. Juden haben sich, wie alle Menschen, in der Gegenwart zu bewähren, und sie haben eine Zukunftshoffnung, die ihre Begründung durch Bund und Verheißung findet. Man könnte daher sagen, Juden leben in einer Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft; in der Zukunft wird das offenbar werden, was in der Vergangenheit angelegt und verheißen worden ist. Ein Beispiel für diese Präsenz von Geschichte in der Gegenwart sind die jüdischen Feste, vor allem Pesach und Schawuot, die den christlichen Festen Ostern und Pfingsten entsprechen.

Pesach – die Geburtsstunde des jüdischen Volkes

Pesach erinnert die Juden bis zum heutigen Tag an die eigentliche Geburtsstunde des jüdischen Volkes, als Gott die israelitischen Volksscharen aus dem Lande Ägypten und aus der Knechtschaft herausholte. Die Bibel versteht dieses Ereignis nicht als den Auszug eines Volkes von der Knechtschaft in die Freiheit, sondern als einen *göttlichen Heilsakt* und – mehr noch – als *Beweis der Treue Gottes* gegenüber dem mit den Vätern geschlossenen Bund. Trotz allem Abfall und aller Untreue der Menschen bewahrt Gott seinen mit dem Volk Israel geschlossenen Bund. Der Auszug aus Ägypten ist ein Zeichen dieser Treue. Aber für die Juden handelt es sich nicht nur um ein historisches Ereignis, sondern um ein Ereignis, das in die Gegenwart hineinragt. Juden begehen noch heute dieses Fest, und es ist ihnen geboten, sich dabei so zu fühlen, als ob sie *selbst* von Gott aus Ägypten erlöst worden wären. An Pesach erleben Juden eine Identifikation mit ihrer mehr als drei

1) Der Beitrag beruht auf einem Vortrag an der Katholischen Akademie Freiburg (am 26. November 2005).

Jahrtausende alten Geschichte. Auf diese Weise wird Geschichte konkret, wird sie auch noch in der Gegenwart erfahrbar und kann existenziell nachvollzogen werden, in Dankbarkeit gegenüber dem, der einst Israel errettete, und in der Hoffnung zukünftiger Erlösung.

Zugleich treten mit der existenziellen Erfahrung der Geschichte, die in keiner Weise antiquiert ist, auch Fragen auf. Wenn Menschen sich heute am Vorabend von Pesach zur Sederfeier an den Tisch setzen, um vergangener, theologisch freilich noch bis in unsere Gegenwart hineinreichender konkreter Heilstaten Gottes zu gedenken, werden heute allerdings Fragen gestellt, die früher unbekannt waren. Millionen von Juden warteten in Europa in den Jahren 1941 bis 1945 vergeblich auf Gottes Eingreifen, auf die Errettung aus dem Hause der Knechtschaft, auf Errettung vor Verfolgung und Mord. Dieses Wissen um das Denken und Fühlen von Menschen in jenen Jahren müssen wir heute mit hinein nehmen, wenn wir unsere Feste begehen, besonders das Pesachfest, das von der physischen und der geistigen Errettung des Volkes Israel berichtet. Doch wir vermögen auf diese neuen Fragen keine zureichenden Antworten zu finden; es gibt sie nicht. Es bleibt nur die mahnende Erinnerung an die Millionen von Toten, die Erinnerung an jene, die wir kannten und die wir liebten. Wir können jedoch, indem wir uns auch heute noch der göttlichen Rettungstat von einst erinnern, Kraft und Hoffnung – oder wenigstens Kontinuität – aus der Geschichte gewinnen, um Gegenwart und Zukunft zu bestehen. Fernste und jüngste Geschichte werden so auf ähnliche Weise identitätsbildend.

Der Dekalog – prägend für das jüdische Lebensgefühl

Das Gleiche gilt auch für jenes Fest, das mit dem Auszug aus Ägypten in einem unmittelbaren Zusammenhang steht: *Schawuot* – das Fest der Offenbarung am Sinai. Diesem Ereignis verdanken wir den Dekalog, die sogenannten Zehn Gebote. Wenn wir uns heute ihre Bedeutung für uns alle vergegenwärtigen wollen, so brauchen wir nur die Tatsache zur Kenntnis zu nehmen, dass in den letzten Jahren von Juden, Katholiken und Protestanten wahrscheinlich mehr Bücher und Traktate über den Dekalog erschienen sind, als in den letzten hundert Jahren zusammen. Die Frage, warum das geschieht, ist nicht schwer zu beantworten. In einer Zeit geistiger Verunsicherung und Gefährdung suchen wir nach einem sicheren Halt, oder wenig-

tens nach einem Rahmen, in dem wir uns bewegen können. Es wird in der ganzen Hebräischen Bibel, dem Alten Testament, kaum einen anderen Abschnitt geben, in welchem so viel Grundlegendes jüdischer Theologie enthalten ist. Die Worte des Dekalogs wurden prägend für das Lebensgefühl der Juden.

Ein Beispiel ist der Sabbat, der eine soziale Revolution im Leben der Menschheit bedeutete, weil er für jeden gilt, für den Herrn und für den Knecht, für den Fremden und selbst für das Vieh (Dtn 5,14). Die Gleichheit der Menschen vor Gott wird hier an einem für jeden erfahrbaren Beispiel aufgewiesen. Das Zehnwort vom Sinai hat entscheidend dazu beigetragen, dass an die Stelle einer theologischen Dogmatik im Judentum die Ethik getreten ist: Das Gebot des humanen Umganges mit dem Andern. Man könnte daher vereinfachend sagen, alles, was im Judentum über Ethik gedacht worden ist, stellt einen Kommentar zu diesem Zehnwort dar. Dazu kommt, dass – über die Ethik hinaus – sich viele Grundprobleme jüdischen Denkens in diesem Zehnwort finden: Schöpfung und Offenbarung, die soziale Dimension des Sabbat, die Einbeziehung des Fremden in die Gemeinschaft, die Beziehung Gottes zum Menschen.

Der entscheidende Satz, der sich auf das Pesach-Ereignis bezieht, lautet daher: „*Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus dem Lande Ägypten geführt habe, aus dem Hause der Knechtschaft.*“ Alles Weitere folgt aus diesem einen Satz: „*Ich bin der Herr.*“ Dieses Wort von dem Einen Gott, der dein/unser Gott sein soll (sein will), hat seine Auslegung gefunden in dem, was man als das jüdische Glaubensbekenntnis verstanden hat: „*Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr, ist eins*“ (Dtn 6,4). Mit diesem Worte leben – und sterben – Juden noch heute. Und wenn der Sterbende dazu selbst nicht mehr in der Lage ist, sprechen andere die Worte stellvertretend für ihn.

Die Worte vom Sinai sprechen zwar anfangs von Gott, aber sie verkünden zugleich die Botschaft vom „Nächsten“. Es ist daher kein Zufall, dass sie mit diesem Worte enden. Wie das Wort „*Ich bin der Herr, dein Gott*“ der Anfang dieser Worte ist, so ist ihr Schluss das Wort „*dein Nächster*“. Dreimal erklingt dieses Wort im Schlusssatz des Zehnwortes. Dein Nächster ist dir anvertraut, so wie du unter Gott, deinem Herrn, stehst. Und darin mündet schließlich das andere Wort, das nicht mehr im Dekalog steht, sondern im 3. Buch Mose: „*Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du, ich bin der Herr*“ (vgl. Lev 19,11–18).

„Ich bin der Herr, dein Gott“, so steht es am Anfang, „liebe deinen Nächsten“, so mahnt uns das Zehnwort am Schluss. Diese Sätze mögen abstrakt klingen, sie sind aber bewusstseinsbildend für viele Generationen von Juden geworden! Und man kann sich fragen, ob es nicht noch heute bei Juden eine verstärkte Sensibilität gegenüber Unrecht gibt, ob Geschichte nicht doch zu einem Lernprozess geführt hat. Es ist nur eine Frage, – eine Antwort vermag ich darauf nicht zu geben. Es wäre im Übrigen eine reizvolle Aufgabe, die Wirkungsgeschichte dieses Zehnwortes vom Sinai in der Geschichte des Judentums aufzuzeigen. Eine chassidische Erzählung zeigt, in welcher Weise dieses Zehnwort im jüdischen Bewusstsein geblieben ist und welchen Stellenwert es hat.

„Als Rabbi Schmelke nach Nikolsburg in Mähren berufen wurde, bestand dort die Sitte, jeder neue Rabbi habe in die Chronik der Gemeinde eine Verordnung einzutragen, die fortan zu befolgen sei. Man forderte auch ihn nun dazu auf, aber er verschob es von Tag zu Tag. Er besah sich die Leute und verschob die Eintragung. Immer genauer besah er sie, und immer wieder verschob er sie, bis man ihm zu verstehen gab, er dürfe nun nicht mehr länger säumen. Da ging er hin und trug das Zehnwort in die Chronik ein.“

Biblische Heilsgeschichte wird Heilszukunft

Gershom Scholem, der große jüdische Religionsforscher und Begründer der Wissenschaft von der jüdischen Mystik, der Kabbala, hat einen seiner wesentlichsten Aufsätze über das Judentum überschrieben mit den Worten: „*Offenbarung und Tradition als religiöse Kategorien im Judentum*“. In dieser Arbeit zeigt Scholem, wie Juden die Hebräische Bibel aufgrund wechselnder historischer Umstände durch eine den Zeitumständen entsprechende Deutung lebendig erhalten mussten. So entsteht Tradition im Sinne eines Verständnisses von der Wirksamkeit des Wortes in jedem konkreten Verhältnis, in das eine durch die Bibel konstituierte Gesellschaft tritt. So erfolgt allmählich ein Prozess, in dem nicht nur die Frage wichtig ist, wie die Offenbarung als konkrete Mitteilung bewahrt und überliefert werden kann, sondern die eher noch schwierigere Frage, wie Menschen in ihrer von dem Zeitpunkt der Offenbarung weit entfernten Zeit diese anzuwenden vermögen. So haben dann der Talmud und die gesamte rabbinische Tradition einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass biblische Vorstellungen aktuell aufgezeichnet werden konnten.

An einem weiteren Beispiel lässt sich dieser Prozess, wie Offenbarung und Tradition sich wandeln, aufweisen, dort nämlich, wo biblische Heilsgeschichte zur messianischen und endzeitlichen Heilszukunft wird. Das Judentum hat in seiner vieltausendjährigen Geschichte mannigfache Vorstellungen über das entwickelt, was geschehen wird, wenn diese Welt zu ihrem Ende kommt. Dabei ist das Judentum – wie auch sonst – nicht den Weg der Dogmatisierung gegangen. Die verschiedenen Zukunfts- und Erlösungshoffnungen, wie sie sich unverbunden bereits in der Hebräischen Bibel finden, wurden weiterentwickelt, ohne dadurch wirklich unüberbrückbare Gegensätze zu schaffen. Daher treffen wir eine Vielzahl von Gedanken an, die sich immer dann üppig entfalteten, wenn eine Zeit der Not eine besondere Erlösungsbedürftigkeit hervorrief. Freilich hatte man sich oft bemüht, diese endzeitlichen Spekulationen einzudämmen. Die rabbinische Tradition der ersten Jahrhunderte n. Chr. sah in ihnen ein anarchisches Element, dazu angetan, den reinen, sich in der Weisung der Tora zeigenden Willen Gottes zu verdunkeln. Zur Zurückhaltung gegenüber der Eschatologie hat natürlich auch die Abgrenzung gegenüber dem Christentum beigetragen, das sich aus der (jüdischen) Eschatologie in der Form der Christologie überhaupt erst entwickelt hat.

Die messianische Hoffnung

Am Beginn der langen Entwicklung messianischer und endzeitlicher Vorstellungen steht die Figur des Messias. Das Wort bedeutet *der Gesalbte* und stammt ursprünglich aus dem politischen Bereich. Mit dem *Gesalbten* wurde in der Hebräischen Bibel der bei seinem Regierungsantritt mit Öl gesalbte israelitische König bezeichnet. Die besondere Form dieses Königtums besteht darin, dass der König als *Erwählter Gottes* gilt, mit dem Gott einen Bund geschlossen hat. Dadurch wird die israelitische (davidische) Dynastie zu einem von Gott eingesetzten Herrschergeschlecht. Der Herrscher bleibt ein irdischer König, aber durch seine Salbung hat er eine in die Zukunft weisende Komponente erhalten. Die ideale Persönlichkeit des Herrschers als *Gesalbter Gottes* auf Erden ist zwar niemals realisiert worden, wurde jedoch ständig erhofft. Das Königtum bleibt so in einer Spannung zwischen einer glorifizierten Vergangenheit und einer erhofften Zukunft. Wenn der Prophet Jesaja vom Friedensfürsten spricht, „Denn uns ist ein

Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens“ (Jes 9,5), so sieht er von der aktuellen historischen Gestalt ab und blickt auf einen Herrscher, der ein Bundespartner Gottes ist. Die Propheten haben daher einen idealen Fürsten gemeint, nicht den empirischen, dessen Gestalt immer wieder enttäuscht hat. Der Messias wird so zur zukünftigen, endzeitlichen Realisation des Ideals vom Königtum.

In den vielen Jahrhunderten jüdischer Religionsgeschichte durchziehen zwei miteinander verbundene Vorstellungen das Denken: „*Messias*“ und „*König*“. Beide Stränge dieser theologischen Konzeption sind stark durch die Propheten der Hebräischen Bibel geprägt worden. In der Endzeit, so die Propheten, wird sich Israel von den Völkern vor allem durch seine ethische Kraft und die völlige Umkehr zu Gott unterscheiden. Neben diesen theologischen Gedanken findet sich jedoch auch eine national bestimmte Hoffnung. Die Endzeit wird die Einsammlung aller Zerstreuten bringen. Das Ziel aber bleibt ein Friedensreich, in das die gesamte Natur mit einbezogen ist. „Ja, vergessen sind die früheren Nöte, sie sind meinen Augen entschwunden. Denn schon erschaffe ich einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Jes 65,17).

Wesentlicher als materielles Heil war den Propheten die allen Völkern zuteil werdende *Erkenntnis Gottes*. Bei einigen Propheten tritt die Gestalt eines Heilsmittlers zurück; Gott selbst erscheint als der alleinige Erlöser. In der nachbiblischen Zeit entwickelte sich ein reiches Denken und Spekulieren über die messianische Endzeit, über die Hoffnung eines Gottesreiches. Ein Ausspruch aus der rabbinischen Tradition zu Jes 56,1 („Wahret das Recht und übt Gerechtigkeit, denn bald wird mein Heil kommen, und meine Gerechtigkeit sich offenbaren“) zeigt, in welche Richtung sich dieses Denken bewegte. Der Talmud knüpft an das Bibelzitat die Erwägung an: „Groß ist die Gerechtigkeit, denn sie bringt die Erlösung näher“ (bBaba b.10a).

Aber auch die Umkehr zu Gott vermag die Erlösung zu beschleunigen: „*Wann wird für Zion der Erlöser kommen? Wenn sie von der Sünde ablassen.*“ Eine Vorstellung, die mit der von Johannes dem Täufer verwandt ist: „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe“ (Mt 3,2). Hier verbindet sich das prophetische Element mit dem apokalyptischen, indem durch die Hinwendung zu Gott ein Schutz erhofft wird vor der kommenden Katastrophe

sowie gegen die bedrängende Gegenwart. Daneben bleibt aber das Unberechenbare, das der menschlichen Möglichkeit entzogene Element, in der messianische Erwartung besteht. Trotz gelegentlichen Schwelgens in apokalyptischen Bildern vom Untergang herrscht die Gewissheit: „Auf wen anders sollten wir uns verlassen, als auf unseren Vater im Himmel“, wie es in einer frühen rabbinischen Überlieferung heißt. Wir können nicht übersehen, dass das national bestimmte Element der Messias Hoffnung in der Neuzeit geschichtsformend im Zionismus sichtbar geworden ist.

So hat das Judentum im Laufe seiner langen Religionsgeschichte keine einheitliche Konzeption von endzeitlichen Vorstellungen entwickelt. Diese Tatsache zeigt sich bis heute im jüdischen Gebetbuch. Juden beten dreimal täglich im *Achtzehngebet*, Gott möge den Spross Davids bald erblühen lassen: „*Den Spross Davids, Deines Knechtes, lass bald sprossen und erhebe seine Macht in Deinem Heil, denn auf Dein Heil hoffen wir jeden Tag. Gepriesen seist Du, Ewiger, der das Heil sprossen lässt.*“ Andererseits heißt es im *Alenu-Gebet*, das immer am Schluss des Gottesdienstes gesprochen wird: „*Er ist unser Gott, keiner sonst, in Wahrheit unser König, keiner außer ihm [...]. Darum hoffen wir auf Dich, Ewiger, bald die Herrlichkeit Deiner Macht zu schauen, [...] dass sich vor Dir jedes Knie beugen, jede Zunge schwören soll [...].*“

Gott allein ist König über Israel, keiner sonst; sein ist die Herrschaft auf immer und ewig. Der Reichsgedanke tritt hier in den Vordergrund, während anderwärts die Vorstellung vom messianischen Davididen bestehen bleibt. In Jahrtausenden hat sich die messianische Vorstellung in Wellenbewegungen in der jüdischen Geschichte gezeigt.

In unseren Tagen ist ein weiteres Faktum hinzugekommen: Der Staat Israel. Manche Christen – und weit weniger Juden – haben hier die Frage nach der messianischen Erfüllung gestellt. Diese können wir jedoch in diesem Zusammenhang *nicht* bejahen. Die Gründung des israelischen Staates hat keine direkte heilsgeschichtliche Bedeutung, wohl vielleicht eine indirekte, als ein Zeichen dafür, dass Israel, trotz der größten Katastrophe, die es in seiner Geschichte erfahren hat, weiterhin unter Gottes Treue steht, und dass das jüdische Volk eine Zukunft hat. Insofern lässt sich auch dieser weitgehend säkularisierte Staat noch in das Geschichtsbewusstsein als eine lebendige Wirklichkeit integrieren, selbst wenn der Begriff der „Erfüllung“ mit der Wirklichkeit nicht identisch ist, d. h. die „Erfüllung“ noch aussteht.

Juden und Christen, getrennt und doch verbunden

Versuchen wir, das bisher Gesagte im Hinblick auf den christlich-jüdischen Dialog zusammenzufassen: Christen und Juden leben seit zwei Jahrtausenden in einer ähnlichen Spannung: Diese erwarten das Heil in einer noch so fernen Zukunft, jene erhoffen das Ende eines für sie bereits angebrochenen Heilsprozesses. Der Blick beider ist nach rückwärts gerichtet. Von der Vergangenheit her gewinnt der Christ die Zuversicht und die Gewissheit für das Kommende, denn er lebt in der Erwartung des Wiederkehrenden. Das in der Vergangenheit Geschehene verbürgt das Kommen des zukünftigen und endgültigen Heiles. Christus ist Vergangenheit und Zukunft zugleich. In diesem Wissen lebt der Christ in der Gegenwart und versucht sie zu bestehen.

Aber auch der Jude lebt in einer Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Der mit Israel in der Geschichte geschlossene Bund zeugt zugleich für seine Erfüllung in der Zukunft. Gegenwart bedeutet daher für den Juden die in Treue zu bewahrende Hingabe an diesen Bund, und damit das Sich-Bewähren gegenüber Gott, seinem Bundespartner. Niemand hat Israel aus diesem Bunde je entlassen. Das wusste auch der Apostel Paulus (Röm 11,29). Dieser Bund, in der Vergangenheit geschlossen, verbürgt dem Volk das zukünftige Heil. Die Geschichte Israels verläuft so ohne Bruch und Zäsur. Am Anfang steht der Bund, am Ende die Erlösung, dazwischen liegt die dem Juden gestellte Aufgabe. Das Zehnwort vom Sinai weist ihm den Weg.

Juden und Christen trennt die den Juden fehlende, durch Christi Tod und Auferstehung bezeugte *Mitte der Geschichte*. Aber Christen und Juden eint das Bewusstsein, dass am Ende der Tage diese Trennung aufgehoben wird und sich zu einer Einheit fügt. Und noch ein Weiteres und sehr Wesentliches verbindet Juden und Christen: Das gemeinsame Warten auf die Erfüllung (der messianischen Hoffnung) und das gemeinsame Leben miteinander in der Spannung dieser Erwartung. Dieses Harren auf das Reich Gottes haben wir miteinander zu ertragen und zu bestehen. Beide, Juden und Christen, sind als Menschen stets des Heils bedürftig, gleichzeitig sind wir der Erlösung (in der Zukunft) gewiss. Zusammenfassen lässt sich das Gesagte mit einem Satz aus dem Alenu-Gebet: „*Darum hoffen wir auf Dich, Ewiger, unser Gott, bald die Macht Deiner Herrlichkeit zu schauen, [...] dass die Welt gegründet wird auf das Reich des Allmächtigen.*“

Am Anfang steht: „*Wir hoffen*.“ Dann aber wird der Mensch aufgerufen, er möge das Reich Gottes in diese Welt des Menschen eintreten lassen, so dass es heute und hier bei uns beginne. Das könnte die kürzeste Formel für die Dialektik der Hoffnung sein: „*Wir hoffen auf Dich, Herr*.“ Gleichzeitig ist es uns jedoch aufgegeben, „*letakken olam bemalchut schaddaj*“, („dass die Welt gegründet wird auf das Reich des Allmächtigen“), Gottes Reich bei uns einzulassen oder wenigstens IHM den Weg zu bahnen. Erinnerung und Geschichte sind nur echt und lebendig in der Nachfolge. Unsere gemeinsame Zukunft kann gelingen, wenn wir versuchen, die Anfänge unserer Geschichte durch gemeinsame Taten erinnernd weiterzuführen.

Die Bedeutung der Erinnerungsarbeit für die politische Kultur in Deutschland und Europa

Hans-Jochen Vogel*

Wir sind uns schon vor Jahrzehnten – ich glaube, es war in der Zeit, in der ich in München als Oberbürgermeister amtierte – zum ersten Mal begegnet und seitdem in ständiger Verbindung geblieben. Zumeist ging es dabei um den christlich-jüdischen Dialog und ganz allgemein um den Dialog zwischen Juden und Nichtjuden in dem Lande, von dem der Holocaust seinen Ausgang genommen hat. Wie wenige andere haben Sie – vor allem auch als Repräsentant des B'nai B'rith – dazu beigetragen, dass dieser Dialog in Gang kam und über alle Schwierigkeiten hinweg kontinuierlich fortgeführt wurde. Wenn so allmählich eine Kultur der Verständigung gewachsen und der jüdische Anteil an der geistigen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands wieder stärker ins Bewusstsein unseres Volkes getreten ist, und auch von Neuem ein jüdisches Geistesleben in der Bundesre-

* Dr. Hans-Jochen Vogel, ehemaliger SPD-Vorsitzender, langjähriges Mitglied des Bundestages (bis 1994), Mitbegründer des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ (1993), wurde 2001 mit dem Leo-Baeck-Preis ausgezeichnet. Wir bringen Auszüge aus einem Vortrag im Rahmen eines Symposiums in Basel aus Anlass des 80. Geburtstags von Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich am 2. April 2001.